

Wie ein strahlender Meteor zog er vorbei

Der geniale Tenor Joseph Schmidt erlebte einen kometenhaften Aufstieg, bis die Nazis an die Macht kamen

Von Christian Feldmann

Seine Lebensgeschichte erinnert an einen schlechten Film voller Klischees, und tatsächlich hat er in seinen wenigen Filmen immer sich selbst gespielt: den kleinwüchsigen, scheuen Sänger mit der Engelsstimme, der sich anfangs im Radiostudio verstecken musste, bis er doch noch eine atemberaubende Bühnenkarriere machte. Der kometenhafte Aufstieg eines der strahlendsten Tenöre des 20. Jahrhunderts und sein elendes Sterben auf der Flucht vor den Nazis – Stoff für eine Tragödie.

Als Joseph Schmidts Stern aufging, hätte ein Drehbuchschreiber Pate stehen können: 1923 konnten die Menschen in Deutschland die ersten Rundfunksendungen hören; das neue Medium übte einen magischen Zauber aus. Cornelis Bronsgeest, selbst ein berühmter Bariton, leitete die Musikabteilung des Berliner Funkhauses und war ständig auf der Suche nach guten Stimmen. Im Februar 1929 rief man ihn in den Probenraum, ein genialer Tenor habe sich zum Vorsingen gemeldet. In einer dunklen Ecke saß vor dem Piano eine kleine, unscheinbare Gestalt – aber wo war nur der Kraftprotz, den man ihm angekündigt hatte? Wollte ihn sein Team zum Besten halten?

Plötzlich ertönte von irgendwoher, so schien es Bronsgeest, eine Caruso-Platte mit Verdis Arie aus dem „Troubadour“: „Lodern zum Himmel seh ich die Flammen“. Ein göttliches hohes C ... Oder war es gar keine Schallplatte? Bronsgeest: „Ich stürzte an den Flügel, fasste den kleinen Kerl bei den Schultern, neigte meinen Kopf hinunter ... es stimmte, die Töne kamen von ihm, aus seiner Kehle, aus diesem kleinen Menschen, dessen Kopf kaum bis zu meiner Brusthöhe reichte.“ Es war der Beginn einer traumhaften Karriere.

Die Berliner Presse sprach von einer Sensation

Begonnen hatte dieser kometenhafte Werdegang an einem Kindertheater und in den Synagogen von Czernowitz in der Bukowina – Zentrum jüdischer Kultur am Rand der Donaumonarchie. Hier im Dörfchen Davidney wurde Jossale Schmidt vor hundert Jahren, am 4. März 1904, als Sohn eines kleinen Pächters geboren. Er war ein Tagträumer, die Schule machte ihm wenig Freude, und wenn irgendwo in der Nachbarschaft eine Zigeunerkapelle aufspielte, riss er einfach aus und zog mit den Musikanten mit. Einmal fand ihn die Mutter in einer Gastwirtschaft, wo er völlig verzückt vor einem laut dudelnden Grammophon stand. „Da, da stecken sie alle drin!“, rief er ihr in heller Begeisterung zu.

Schon als Kind holten sie den „singenden Joschi“ zu den Familienfeiern und Hochzeiten in den Dörfern. Als die Familie nach Czernowitz übersiedelte, erhielt er Klavier- und Violinunterricht, trat im gut eingeführten Kindertheater als ägyptischer Pharao auf und gehörte in den zahlreichen Synagogen der Stadt zu den geschätzten Sängern. Nie habe er wieder eine Stimme von so „suggestiver Eindringlichkeit“ erlebt, erinnerte sich ein Freund von damals. Es sei gewesen, „als ob der Allmächtige selbst sich unbemerkt unter die Menge gemischt hätte, um seinem Kinde zuzuhören“. Im Schulzeugnis erhielt Joschi aber nur ein „genügend“ im Gesang. Der Lehrer hatte sich über die improvisierten Triller und Kadenzengärger, durch die das quecksilbrige Naturtalent seine Stunden störte.

Doch wie sollte es weitergehen? Jossale war exakt 153 Zentimeter groß, die Theaterbühne würde ihm auf ewig verschlossen sein. Unver-



Szene aus dem Film „A Star fell from Heaven“ (England, 1936) mit Joseph Schmidt in der Hauptrolle.



Joseph Schmidt mit Charlotte Ander in dem deutschen Spielfilm „Ein Lied geht um die Welt“ (1933).
Fotos: Joseph Schmidt-Archiv

drossen bewarb er sich an der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik und Gesang in Berlin – und erhielt als Sohn armer Eltern einen Freiplatz. Auch beim Militär hatte er Glück: Er konnte fast den ganzen Soldatendienst in einer rumänischen Musikkapelle absolvieren, als Geiger, Pianist und Schlagzeuger in der Jazzband. Und dann – ein Geschenk des Himmels – das Engagement beim Rundfunk.

Als der 25-jährige Joseph Schmidt 1929 den Vasco da Gama in Meyerbeers „Afrikanerin“ sang – unter Tenören eine gefürchtete Partie –, sprach die Berliner Presse von einer Sensation. In den nächsten Monaten gingen die Aufnahmen von Rossinis „Wilhelm Tell“ mit ihm über den Äther, von Aubers „Die Stumme von Portici“, von Flotows „Martha“, dazu Solistenabende, bei denen der junge Tenor mühelos die schwierigsten Spitzentöne bewältigte. Schmidt wurde in Windeseile zur Legende. Aber auch die Gerüchte wucherten, weil es keine Fotos gab und keine öffentlichen Auftritte: Der Sänger sei verkrüppelt oder von schrecklichen Narben entstell, war zu lesen. Oder er komme aus einem Königshaus und müsse sein Inkognito wahren.

Mittlerweile konnte man den Rundfunkstar auch auf Schallplatte hören. Er sang Ohrwürmer aus den bekanntesten Opern, Bravourstücke mit himmelstürmenden Koloraturen – aber auch Psalmen und Gebete auf Hebräisch und Aramäisch, für ein anspruchsvolles Projekt der jü-

dischen Reformgemeinden, die auf über 100 Schallplatten ihre gesamte Liturgie archivierten, um kleinen Gemeinden ohne Chor und Kantor die Möglichkeit zur feierlichen Gottesdienstgestaltung zu geben.

Weltstar ohne Allüren – von der Gestapo gejagt

„Kein zweiter war so weit entfernt vom sentimental-tümelnden Zugang, mit dem die Spieloper und Operette verhunzt worden ist“, bescheinigen ihm Fachleute. Die heute auf CDs aufbereiteten Archivaufnahmen lassen erkennen, was Joseph Schmidt so berühmt machte: eine weiche, abgerundete Stimme, die gleichwohl eine strahlende Kraft entfaltet. Saubere Intonation, Leichtigkeit in den schwierigen Passagen. Und eine verhaltene Schwermut. Melancholie und Todesangst schwingen mit, wenn er Gefühle singend artikuliert.

„Wer kein Herz hat, kann auch keine seelenvolle Stimme haben“, so hat er selbst einmal sein Geheimnis umschrieben. „Er war so ein lieber Kerl“, erinnern sich die Weggefährten. Bescheiden, freundlich, charmant, ohne Allüren, auch als er schon ein Weltstar war, mit zärtlicher Liebe an seiner Mutter hängend, vernarrt in Kinder, humorvoll mit der Fähigkeit zur Selbstironie: Natürlich könne er nicht als Lohengrin auftreten, bemerkte er zu einem Theaterdirektor. „Richard Wagner schreibt vor, dass im Nachen ein Ritter in silberner Rüstung

steht. Und stattdessen kommt nur ein vernickelter Frosch ...“

Im Großen Schauspielhaus Berlin konnte ihn das Publikum schließlich doch noch in natura bewundern: in einer Revue von Ralph Benatzky mit dem Titel „Die drei Musiketiere“. In der Berliner „Philharmonie“ sang er an der Seite der griechischen Sopranistin Margherita Perras. Gastspieleinladungen kamen aus ganz Deutschland, Radio Wien holte ihn zu Aufnahmen, der niederländische Rundfunk zog nach. Kein Wunschkonzert mehr ohne Joseph-Schmidt-Aufnahmen. Und dann kamen die Filmangebote.

Doch während die musikalische Welt dem Stimmwunder aus der Bukowina zu Füßen lag, zogen am Himmel dunkle Wolken auf. Drei Wochen nach der Machtübernahme der Nazis verwehrt man Schmidt bereits den Zugang zum Berliner Funkhaus, wo er in den letzten Jahren 36 Opernpartien gestaltet hatte. Bei der Uraufführung seines Films „Ein Lied geht um die Welt“ am 9. Mai 1933 im Berliner Ufa-Palast saß zwar Joseph Goebbels mit Parteifreunden in der Loge und jubelte dem Publikumsliebling zu. Solche Filme brauche das Deutsche Reich, soll er gesagt haben, und zum „Ehrenarier“ wollte er den kleinen Juden ernennen. Doch nur einen Tag später verbrannten fanatische Studenten und SA-Männer unter Führung von Goebbels auf dem Berliner Opernplatz die Bücher von Brecht und Tucholsky, Thomas Mann, Sigmund Freud und Karl Marx. Auf diesen „demütigen Volljuden“ könne man verzichten, höhnte der „Völkische Beobachter“. Es sei peinlich, die Lieder eines „Volksfremden“ in die Welt hinausschicken zu wollen.

Wie viele Juden damals, die den brutalen Rassismus der neuen Machthaber für bloßes Säbelrasseln hielten und Hitlers Ankündigungen des Völkermords nicht ernst nahmen, versäumte es Joseph Schmidt, rechtzeitig seine Koffer zu packen. Er wich nach Wien aus, drehte dort Filme wie „Wenn du jung bist, gehört dir die Welt“ oder „Ein Stern fällt vom Himmel“ und ging auf Konzertreisen. 1936 trat er noch einmal in Hamburg und Berlin auf, wo seine neuen Filme verboten worden waren und über seine Konzerte nicht mehr berichtet werden durfte. „Saujude!“ hatten braune Rassisten über die Plakate geschmiert.

Aber auch im Ausland begann Schmidts Stern zu sinken; die Kritiker, die schon früher einen gewissen heiseren Klang seiner Sprechstimme und die blasse Resonanz seiner tiefen Tonlagen bemängelt hatten, zeigten sich zunehmend skeptisch. In den Feuilletons machte man sich über die Schnulzen lustig, die er sang („Liebling, nach dem Tango vergiss mich“, „Es wird im Leben dir mehr genommen als gegeben“), und mahnte mehr Niveau an.

Währenddessen eroberte Schmidt mit englischen Versionen seiner Filme und Lieder („My Song Goes Round the World“) die USA, in New York gastierte er in der Carnegie Hall sechsmal hintereinander. Zu einem vom Niederländischen Arbeiter-Rundfunk veranstalteten Open-Air-Konzert bei Birkhoven strömten 1936 mehr als 100 000 Menschen. Doch als er nach Wien zurückkehrte, flatterte die Hakenkreuzfahne vom Turm des Stephansdoms.

Schmidt floh nach Brüssel, dann nach Südfrankreich. Die Gestapo war ihm auf den Fersen. Er hatte schon ein Visum nach Bolivien in der Tasche, wollte aber nicht fahren, bevor seine geliebte Mutter nicht in Sicherheit war; sie war aus Czernowitz geflohen, als die Rote Armee dort einmarschierte. Im Dezember 1941 erhielt er eine Einreisegenehmigung nach Kuba, saß aber in der Hafenstadt Nizza fest, weil die USA und Kuba soeben in den Krieg eingetreten waren und keine Schiffe mehr verkehrten. Die deutschlandhörige Vichy-Regierung erklärte ihn wegen seiner Ausreisearträge für „fluchtverdächtig“ und drohte mit einem Lageraufenthalt.

Im Internierungslager Girenbad ist er gestorben

Im Oktober 1942 versuchte er, in die Schweiz zu gelangen, wurde an der Grenze zweimal zurückgewiesen, überschritt die Grenze schließlich bei Nacht und Nebel illegal – ohne Pass, ohne Visum, ohne Geld. In Zürich brach er auf offener Straße vor Entkräftung zusammen. Die von Flüchtlingen überschwemmte Schweiz reagierte auf „Illegale“ allergisch – erst recht, wenn es sich um einen Erzfeind der Nazis handelte, der in deutschen Zeitschriften inzwischen als „Verbrechertyp“ vorgestellt wurde, „dessen Bild auf jeden Steckbrief passt“.

Man wies den ungeliebten Gast in das Flüchtlingslager Girenbad bei Zürich ein, früher eine Textilfabrik. 350 Menschen waren hier in kalten, zugigen Sälen zusammengepfercht, schliefen auf Stroh, wurden von Soldaten bewacht – und bekamen von der Bevölkerung Lebensmittel zugesteckt, auch das gehört zu der traurigen Geschichte. Vergeblich setzte sich eine Zürcher Konzertdirektion dafür ein, dass Schmidt auf freien Fuß gesetzt wurde, das eine oder andere Konzert geben durfte. Eine Erwerbstätigkeit oder öffentliche Auftritte könnten Flüchtlingen nicht gestattet werden, ließ die Behörde verlauten, das würde schnell Schule machen.

Joseph Schmidt ging es nicht gut. Die Lagerärzte diagnostizierten eine Halsentzündung. Seine Klagen über Schmerzen in der Brust nahm man nicht ernst, das seien nur die Nerven. Am 16. November 1942 versagte sein Herz, Joseph Schmidt schlief ohne Todeskampf ein, 38-jährig. Rabbiner hielten die Totenwache. Auf dem Jüdischen Friedhof in Zürich ist er begraben. Der Weltstar hinterließ einen Mantel, zwei Anzüge, ein Toilettenköfchen, ein Notizbuch und die letzte Postkarte, die ihm seine Mutter geschrieben hatte. Sara Schmidt starb 1950, ohne das Grab ihres Sohnes gesehen zu haben; die Schweizer Behörden hatten die Einreisegenehmigung immer wieder abgelehnt.